Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 7

Artikel: Du und die andern
Autor: Bieri, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666314

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nur einen Nachteil hat das Leben in Radium-City: Man ist ein wenig abgeschnitten von der Welt. 1500 Kilometer bis Edmonton, die das Flugzeug zwar im Laufe eines Tages leicht bewältigt, aber dieses Flugzeug wird hauptsächlich dazu verwendet, um Lebensmittel und Material in die einsame Stadt und konzentrierte Pechblende nach Edmonton zu schaffen.

Für die Welt der Kranken.

Als La Bine und Saint Paul das Pechblendevorkommen am Großen Bärensee entdeckten, gab es auf der ganzen Welt nur etwa 600 Gramm Radium. Der Großteil dieser kostbaren Substanz stammte aus Belgisch-Kongo, aus Joachimstal und aus Amerika. Seit Radium-City arbeitet, hat sich die Radiumproduktion nicht nur vervielfacht, sondern es ist auch der Preis gesunken. Trotzdem ist Radium noch immer eine der kostbarsten Substanzen, und das liegt in erster Linie an dem ungeheuer komplizierten Herstellungsprozeß.

Aus zwei Tonnen der auf ein Hundertstel ihres Gewichtes konzentrierten Pechblende, die per Flugzeug von Radium-City nach Edmonton gebracht und von dort teils per Bahn, teils per Schiffsfracht nach Port Hope gebracht wird, wird nach 33 verschiedenen, äußerst komplizierten chemischen Prozessen in den Fabriken immer erst ein winziger Punkt Radium hergestellt, der den Bruchteil eines Gramms wiegt. Aber selbst der Bruchteil eines Gramms Radium genügt, um in den Händen erfahrener Ärzte den überall auf der Welt harrenden Kranken Linderung, ja manchmal auch Heilung zu verschaffen.

Du und die andern.

Während mancher tüchtige, begabte und fleißige Mann strebt und ringt, vorwärtszukommen, fallen andern weniger begabten und strebsamen Menschen die reifen Früchte des Lebens geradezu in den Schoß. Jener weniger Glückliche steht grollend zur Seite und klagt darüber, daß den anderen nur durch Gönner und Freunde der Weg geebnet wurde.

Gewiß, das ist wohl wahr. Aber daß diese Glücklicheren sich solche Gönner und Freunde zu erwerben verstanden haben, ist auch ihr Verdienst. Sie haben frühzeitig eingesehen, daß nur ganz Mächtige, nur Genies, oder nur besonders vom Glück Begünstigte allein, auf sich selbst gestellt, vorwärtskommen. Man muß sich Freunde erwerben und den Menschen bekannt zu werden trachten.

Ein solches Streben ist durchaus nicht unehrenhaft. In jedem Beruf ist es vorteilhaft, daß sich andere Menschen für einen interessieren. Auch der Handwerker kann nicht allein durch seine Tüchtigkeit und durch seinen Fleiß vorwärtskommen. Wer eine Arbeit zu vergeben hat, gibt sie lieber einem Mann, der ihm bekannt ist, und kennt er selbst keinen Handwerker für die betreffende Arbeit, so läßt er sich von einem andern einen empfehlen.

Und nicht nur um im Geschäft vorwärtszukommen, auch um unser Lebensglück in der Ehe zu finden, brauchen wir den Freund und Bekannten, wenn nicht ein blinder Zufall uns dieses Glück in den Weg stellen soll. Und wenn uns auch nicht Freunde und Bekannte auf einen freien Posten durch ihre Gönnerschaft zu schieben brauchen, so ist es doch für uns von Vorteil, wenn sie uns rechtzeitig auf sein Freiwerden hinweisen können. So gibt es vielerlei Gelegenheiten, bei denen ein großer Bekannten- und Freundeskreis nützlich und förderlich ist.

Aber wie erwirbt man sich Bekannte? Wie wird man mit Fremden bekannt? Es ist zweifellos, daß der Süd- und Westschweizer dazu mehr Geschick hat als der Ostschweizer, der zurückhaltender ist und sich, wenn er in eine Gastwirtschaft oder in ein Café kommt, ein leeres Tischchen aussucht, während der Welschschweizer gerade im Gegenteil sich nur an einen Tisch zu setzen pflegt, an dem schon jemand sitzt, um mit ihm plaudern zu können, was denn auch alsobald geschieht.

Im allgemeinen wird man auf Reisen, in Badeorten und Sommerfrischen leichter bekannt. Das hat ja nun freilich die Ursache, daß man kaum bei irgendeiner Gelegenheit daheim so viel Zeit zum Bekanntwerden hat.

Indessen ist wohl auch noch ein anderer Grund vorhanden: in der Fremde gibt man sich freier. Man fühlt sich losgerissen von der Alltäglichkeit der geschäftlichen Pflichten und beschäftigt sich leichter mit anderen Dingen. Man ist dort nicht mehr Kaufmann, Beamter, oder was man sonst zu Hause im Berufe ist, sondern ist vor allem ein zwangloser Mensch, der alle die Rücksichten und Sorgen seines Wirkungskreises abgeworfen hat. Man achtet auch nicht so peinlich auf alle Standes- und andere Rücksichten.

Das kann man aber auch daheim; man kann

sich auch, ohne daß man ein paar hundert Kilometer weit ist, zwanglos benehmen, und wenn man im Café, im Gasthaus, in der Straßenbahn oder sonstwie Gelegenheit findet, mit jemand zu plaudern, so kann man das getrost tun, ohne daran zu denken, daß man eine Stunde später wieder seinen Geschäften nachgehen muß. Eine liebenswürdige Höflichkeit in der Straßenbahn und im Gasthaus wird manches andere liebenswürdige Entgegenkommen hervorrufen.

Freilich darf die Anknüpfung zum Gespräch nicht aufdringlich sein; man darf nicht als Schwätzer um jeden Preis dem anderen erscheinen wollen. Man muß herausfühlen, ob der Fremde dieses Entgegenkommen wünscht, und sobald man empfindet, daß jener sich ablehnend verhält, soll man es lieber bei einem Versuche bewenden lassen.

Sehr dankbar sind Väter und Mütter für Freundlichkeiten, die man den Kindern erweist; ein liebenswürdiges Nicken und Zulächeln wird angenehm empfunden. Und über den Weg von Kinderfreundschaften — die harmlose Jugend pflegt sich schneller zu nähern — sind die innigsten Freundschaften Erwachsener entstanden.

Von allen Bekanntschaften und Freundschaften gilt das Wort: „Hab' mich lieber ein bißchen lieb, aber hab' mich recht lange lieb!" Familien sollten stets anderen Familien gegenüber auch bei größter Freundschaft eine kleine Scheidewand stehen lassen. Denn wohl können zwei einzelne Menschen in inniger Freundschaft ganz ineinander aufgehen, so daß sie sich ganz vertrauen und nichts übelnehmen; bei zwei Ehepaaren, das heißt vier Menschen, ist dies weniger gut möglich, und kommen noch Kinder hinzu, so ist der allzu innige Verkehr um so schneller gestört.

Auch sollte man stets zwischen Bekanntschaften und Freundschaften wohl zu unterscheiden wissen; man soll wohl versuchen, leicht Bekanntschaften anzuknüpfen, aber nicht gleich jedem, mit dem man eben erst bekannt geworden ist, Vertrauen schenken. Und ebensowenig, wie man allzuschnell intim werden soll, soll man mit Leuten leicht und schnell brechen: man soll die Menschen wegstellen, nicht aber — wegwerfen!...

Friedrich Bieri.

Wertvoll.

Jahrelang haben sich unsere Lehrer geplagt, uns Stund' um Stunde einzutrichtern:

„Dies ist wertvoll... Dies ist wertlos..."

Und unsre Eltern, unsre Tanten haben sie zu Hause täglich unterstützt:

„Junge, das ist wertvoll... Mädel, laß das, es hat keinen Wert..."

Und dann im Leben, unsre Freunde, unsre Vorgesetzten haben lehrhaft ihren Finger aufgehoben:

„Das tue, weil es wertvoll ist... Das tue nicht, denn es ist wertlos..."

Und wir, was haben wir getan? Wir haben uns die freie Welt vergittern lassen mit Zäunen und mit Drähten und mit Stangen:

„Daran denke, das ist wertvoll... Daran denke nicht, es ist ganz wertlos..."

Und als wir dann am Ende unsres Lebens fertig wurden mit den Zäunen und den Drähten und den Stricken, als wir glücklich alles, was da kreucht und fleucht und schwebt, in wertvoll und in wertlos eingeteilt und unterschieden hatten — da kam ein Abend, da wir vor dem Hause saßen, als die Sonne untergehen wollte.

Ein Mann kam vorüber, der war gelehrt und blinzelte in die Sonne.

Ein Junge kam vorüber, der pfiff den „Guten Kameraden".

Ein Kinderwagen kam vorüber, aus dem zwei kleine Hände patschten.

Ein Arbeiter kam vorüber, der hatte Ruß im Auge.

Ein Lump kam vorüber, der hatte den lieben langen Tag nichts weiter getan, als in der Sonne gelegen.

Zwei Verliebte kamen vorüber, die hielten sich bei der Hand.

Ein Hund kam vorüber, der sah uns mit braunen Augen an und wedelte.

Ein Vogel flog zum Strauch und musizierte.

Der Pfiff einer Lokomotive kam vom Bahnhof herübergerauscht.

Eine Fabriksirene trug den Endreim eines Arbeitsliedes auf eisernen Fittichen herüber.

Ein verfrühter Leuchtkäfer glühte überm Gartenzaune auf.

Und das alles zog rasch hintereinander an uns vorbei und klopfte leicht an unsere Schläfe:

„Du paß auf — paß auf..."

Und dann wurde uns ein wenig unsicher zumute. Auf standen wir und gingen in das Haus. In unserm alten Arbeitszimmer saßen wir auf unserm alten Stuhl und sannen: